

La vida Loca

Jugendbanden in Zentralamerika

Erwin Dettling

Die unter dem Begriff "Maras" revoltierenden Jugendbanden leben, töten und sterben für den Barrio, für ihr Territorium, für ihre fast ausweglose Art zu leben. Sie zählen zu jenen Verlierern, die auf der Suche nach einem neuen Leben und einer sicheren Zukunft von der "Schönen Neuen Welt" zermalmt wurden. Sie nennen sich "Maras" - brutale, gewalttätige Jugendbanden in Mittelamerika, die sich etwa Mitte der 80er Jahre zu organisieren begonnen und immer mehr an Macht zugenommen haben. Das derzeitige Zentrum ihrer Gewaltausübung ist das noch vom Bürgerkrieg gezeichnete El Salvador, wo sie bereits einige tausend Mitglieder haben. Aber auch in Honduras, Guatemala und Nicaragua sind sie bereits zu Tausenden verbreitet, und es werden immer mehr. Mangels Zukunftsaussichten haben sie nichts zu verlieren, und das macht sie so gefährlich.

Die Ursprünge der Maras

Die Entstehungsgeschichte der Maras ist unauflösbar mit den Bürgerkriegen in El Salvador, in Guatemala und mit der Revolution der Sandinisten in Nicaragua verbunden. Damals in den frühen 1970er und 1980er Jahren flüchteten hunderttausende Familien mit ihren kriegsversehrten Kindern in die USA und gründeten dort neue Existenzen. 1992 beendeten die Rebellen von El Salvador und die Regierung den Bürgerkrieg auf Druck der USA mit einem Friedensvertrag. Als Folge des Verhandlungsfriedens deportierten die USA mehr als 5.000 salvadorianische Staatsbürger in ihr Heimatland, unter ihnen auch Häftlinge und Bandenmitglieder, die in den Latino-Vierteln von Los Angeles einen schlechten Ruf hatten.

Vor allem die jüngeren Heimkehrer rotteten sich in den Armenvierteln von San Salvador erneut zu Banden zusammen, weil sie von der vom Bürgerkrieg verwahrlosten und abgehärteten Gesellschaft an den Rand gedrängt wurden. Mangels Perspektiven vermehrten sich die Banden sehr rasch - nicht nur in El Salvador, sondern in ganz Zentralamerika. Heute geht man von Schätzungen zwischen 200.000 und 500.000 Jugendlichen aus, die sich wie Nomaden in den unterschiedlichsten Formen auf einem weiten Territorium bewegen, das von Panama über Los Angeles bis nach New York reicht.

Fleisch fressende Wanderameisen

Die Mitglieder der Maras sind leicht zu erkennen an ihren auffälligen Tätowierungen in Gesicht, Nacken und am Oberkörper, an Armen und Händen sowie an ihrem beschränkten Vokabular und an der Zahlenmystik, die sie kultivieren. Ein authentischer Mara redet mit Handzeichen, nicht mit vielen Worten; er lässt eher Taten folgen, die an Brutalität kaum zu überbieten sind. Das rudimentäre Denkgerüst der Maras lässt sich mit drei Kernaussagen zusammenfassen: Die Bandenmitglieder leben, töten und sterben für den Barrio, für ihr Quartier, ihr Territorium, für ihre fast ausweglose Art zu leben. Die größten Gangs unter ihnen sind die "Mara Salvatrucha" oder "Mara 13" und die "Mara Dieciocho" oder "Mara 18". Beide Banden bekamen ihren Namen von den nummerierten Straßen im Latino-Viertel von Los Angeles. Der Name "Mara" leitet sich von "Marabunta" ab - "Fleisch fressende Wanderameisen", die im massiven Verbund im Dschungel alles kahl fressen. Im Dschungel der Straßen von El Salvador und von Zentralamerika werden die Maras dämonisiert und für Morde, Waffen-, Menschen- und vor allem für den Drogenhandel verantwortlich gemacht.

"Mano-Duro"-Strategie

Die Struktur der Maras ist schwer durchschaubar. Die Gangs operieren grenzübergreifend wie transnationale Verbrechersyndikate, und sie werden von den Sicherheitskräften der zentralamerikanischen Staaten mit äußerster Härte verfolgt. "Mano Duro" - "Harte Hand" heißt ihre Strategie. Die Regierungen - allen voran El Salvador, Honduras, Guatemala, Nicaragua und Mexiko - haben Gesetze und Verordnungen erlassen, die es den Polizeikräften erlauben, einschlägig tätowierte Jugendliche aufzugreifen und einzusperrern, ohne dass den mutmaßlichen Bandenmitgliedern eigentliche Straftaten nachgewiesen werden müssen.

"Die Behörden in Honduras und in El Salvador werden von der Bedrohung, die die Maras in der Region darstellen, überrollt", sagt etwa Andres Sanchez de Léon von der Katholischen Bethlehem-Herberge am Stadtrand von Tapachula, einer Stadt im mexikanischen Gliedstaat Chiapas. Er bietet in dieser Grenzregion geschwächten und bedrohten zentralamerikanischen Migranten für beschränkte Zeit ein Dach über dem Kopf. Die Auswanderer hätten es besonders schwer. Sie würden nicht nur systematisch von der mexikanischen Polizei ausgeraubt, sondern später noch ein weiteres Mal von den Maras ausgeplündert, verletzt, vergewaltigt und beim geringsten Widerstand getötet.

Statt harter - helfende Hand

"Die Behörden versuchen, die Jugendbanden mit strengen Gesetzen zu bekämpfen, ohne den jungen Menschen eine echte Zukunftsperspektive zu geben. In El Salvador, wo mit der Politik der 'Harten Hand' am Kompromisslosesten durchgegriffen wird, könnte die Plage der Maras ganz neue Dimensionen erreichen", sagt Sanchez de León. Nur langsam verstehen die Behörden in Zentralamerika, dass mit der "Harten Hand" allein gegen die Maras wenig auszurichten ist. Denn mehr noch als eine harte Hand, brauchen die Maras eine helfende Hand. Diese Einsicht setzt sich vor Ort langsam durch, wie General Edgar Enriques Gomez, der Konsul von El Salvador bestätigt: "Die Maras sind wie eine Krankheit. Und für Krankheiten gibt es keine nationalen Grenzen. Die Mitglieder der Jugendbanden sind auch nur Menschen, und alles scheint möglich. In El Salvador haben wir es geschafft, 500 Maras in Sozialwerkstätten eine neue Perspektive aufzuzeigen. Die Regierung geht jetzt das Problem mit einer harten und einer freundschaftlichen Hand an".

Düsteres Zukunftsszenario

Auch der Schriftsteller Rafael Ramirez Heredia, der in Mexiko ein Aufsehen erregendes Buch mit dem Titel "Mara" geschrieben hat, meint, mit Härte werde man nichts erreichen können, sieht aber andererseits kaum Perspektiven, dass sich künftig viel ändern wird: "Die Frage ist, wie tiefe Wurzeln die Maras in Zentralamerika bereits geschlagen und wie sie sich verästelt haben. Denn wenn diese riesige gewalttätige Masse von den Drogenkartellen manipuliert werden sollte, wird aus den Maras ein riesiges Netz von Drogenhändlern entstehen. Gar nicht zu denken, was passiert, wenn die Maras in die Fänge des Terrorismus gelangen sollten. Denn die Maras gehen überall hin. Vor dem Tod und dem Sterben haben sie keine Angst", zeichnet Heredia ein eher düsteres Bild für die Zukunft.